

Von alten Gräbern

Autor(en): **Keller-Tarnuzzer, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **211 (1932)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374888>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dem Finderloh — fözgz Frangga heft verschriba!“

Der Martatunni ist fast erschöpft ob der Müdigkeit, de jez heder ke Esel meh bruucht, und de erst der groß Finderloh! Drumm hederjchi gschwind usan Uswäg bjunna: „Was, du Gwajung!“ ist-er gägat da Peter usgfahra, „du heft gwüß da ganza Summer mit mim Esel Cholla gsaumat, es merhörts Schelma-stuck, und jez witt nu Finderloh. Du muoßt-mar a föriga Ziis zalla für de Esel, jus verchlagati wäga Fundunterschlagig. Sawolla!“

„Nu gmach!“ hed der Peter in aller Ruow vomena quota Gwüssa gantwortat. „Was du seist wägam Bruucha vo dim Esel muoßt-mer bewiisa, das laaft scho la bliba. Der gjunda Esel ubergib-i jez krat der Obrikeit, ich hä-scha nit z'fürta, bis der verschriba Finderloh zallt heft.“

Jez hed die ganz Stuba für da Peter Parti gnu und bsunderbar der Wägmacher hed erchlärt: „Ich züga dir alle Gwätti für da Müll. Ich hä das Tier gseh, was der Peter vom Märt bracht hed und häs birum gseh, wa er midam ds Land us ist ges zugg bringa. Tunni, Tunni, mach ke Flausa und zall der versprocha Finderloh!“

Was hed der Martatunni jez macha wella? Er hed nu as Wiili gfuttarat und granggat und z'letscht die 50 Frangga zallt. Bald dernah heder der vierbeinig Unglücksvogel us Verdruß billig verchauft, jchier verschentt, und der brav Esel hed a quota Herra bercho, wie ärs an verdient kä hed nah era sotta Santierig.

Es git halt doch a Grächtigkeit in der Wält! —

Von alten Gräbern.

Von Karl Keller-Tarnuzzer.

Wir Menschen kommen uns alle sehr wichtig vor. Jeder meint, die Welt in irgend einem Teile vorwärts zu schieben, und in der Tat tut dies auch ein jeder, meist ohne es selbst genau zu erkennen. Von einem jeden von uns gehen Einflüsse aus, wenn auch nur auf die nächste Umwelt, die aber diese Einflüsse wieder weiter trägt und auf diese Weise mithilft, die Welt langsam aber unaufhaltsam zu wandeln. Diese Einflüsse sind in ihren Einzelheiten nur unklar zu erkennen, und sie werden auch mit den feinsten Instrumenten nie gemessen werden können. Mit dem Tode des einzelnen Individuums fallen diese Einflüsse dahin, der Mensch scheidet aus aus dem, was die Wissenschaft Weltgeschichte nennt. Viele bedauern das, viele möchten auch gar zu gerne wissen, wie die Welt in hundert Jahren aussehen wird, viele möchten gerne weiterhin mitarbeiten helfen am Aufbau der Zukunft. Aber schließlich müssen auch sie sich dem Naturgebot fügen, und sie tun es, je nach ihrer persönlichen Einstellung zu den letzten Dingen mit der Hoffnung, von der Schiller sagt: „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf“, mit stiller Resignation oder mit verhaltenem Zorn.

Und wie wir heutige Menschen es halten, so haben es Millionen von Menschen gehalten, die vor uns über die Erde gegangen sind. Auf unserer Heimat-erde allein haben hunderte von Millionen Menschen vor uns gelebt; sie ruhen heute unter der Erde, viele längst zu Staub und Asche vermodert, so daß von ihnen auch nicht der kleinste Rest übrig geblieben ist, viele aber liegen als bloßes Knochengerüst noch still im Boden. Wenn der Forscher ein solches Grab entdeckt und das Skelett vor sich im Boden liegen sieht, dann denkt er im Stillen für sich, was dieser Tote wohl sagen würde, wenn er heute aufstehen könnte und die vielen Fabrikamine sähe, die Eisenbahnen, die Automobile, die Flugzeuge, die mit Geschwindigkeiten dahin rasen, die er zu Lebzeiten höchstens an den Vögeln kannte, was er wohl zu der Tracht der

heutigen Generation, zu ihren Speisen, zu ihren Stuben und Küchen, zu ihren Vergnügungen aller Art sagen würde? Der Forscher aber denkt weiter, was der wiedererstandene Tote wohl zu erzählen wüßte aus der Zeit seines Lebens. Und er ist sicher, daß er von Nöten und Kimmernissen, von Freuden und Lüsten zu berichten wüßte, genau so, wie es die heutigen Menschen auch tun, und wir heutigen Menschen würden erkennen, daß die Menschen vergangener Zeiten sich ebenso wichtig nahmen, wie wir, daß sie ebenso gerne lebten wie wir und daß sie den noch dem Tode ihren Sold bezahlen mußten, wie wir es einst werden tun müssen.

Alte Gräber! Sie sprechen eine eindringliche Sprache zu dem, der die Sprache der Toten versteht; sie lehren uns vor allem, uns bescheiden, seien wir noch so hoch oder so niedrig gestellt, sie lehren uns stille sein für eine Weile, uns auf die letzten Dinge besinnen. Sie lehren uns aber noch etwas anderes, nämlich die alten Zeiten verstehen, ihren Inhalt erkennen, sie lehren uns den Werdegang der Menschheit bis auf unsere Tage.

In Blyn wurde im Jahre 1929 ein spätrömisches Grab aus der Zeit um 350 n. Chr. gefunden. Da lag eine Frau in die Erde versenkt mit vier bronzenen Armspannen am linken Unterarm, einem gläsernen Salbgefäß rechts vom Kopf und einem Trinkglas links vom Kopf, und außerhalb des rechten Unterschenkels fand sich eine große verzierte Schüssel, in der die Knochen eines Geflügels lagen. (Abb. 1). Was lehrt uns dieses Grab? Es zeigt uns, daß die Römer an ein Fortleben nach dem Tode glaubten. Die Tote brauchte im Jenseits dieselben Dinge, an denen sie im Leben hing. Man mußte ihr den Salbtopf mitgeben, damit sie ihr Antlitz auch im Jenseits salben konnte, sie brauchte ihr Trinkgefäß, um dort nicht zu verdursten, sie brauchte Nahrung, darum legte man eine ganze Mahlzeit in der Schüssel für sie nieder. Sie wollte auch im Jenseits nicht un-

geschmückt gehen, darum ließ man ihr die Armspan-
gen, die sie in ihrem Leben getragen hatte. Das
Grab lehrt uns aber auch, daß man schon in der
Römerzeit seine Angehörigen so liebte, daß man für
sie über den Tod hinaus sorgte, daß das Seelen-
leben schon in den alten Zeiten Opfer zu bringen
imstande war, nicht weniger, als dies heute der Fall
ist. Dann zeigt uns aber dieses Grab auch, welchen
Kulturstand die spätrömische Zeit bereits erreicht
hatte, welche Erfindungen damals schon bekannt
waren (z. B. Glas), welche Erleichterungen sich der
Mensch in dieser frühen Zeit schon geschaffen hatte.

Im Jahre 1927 wurde ein alamannischer Fried-
hof im Dorfe Güttingen im Thurgau aufgedeckt. Da
fand man unter vielen und deren Gräbern dasjenige
eines jungen, noch nicht ganz ausgewachsenen Mäd-
chens. Um den Hals trug es eine Kette aus farbigen
Glasperlen, auf
der Hüfte lag eine
eiserne Gürtel-
schmalle und in der
Gegend des linken
Beines zeigten sich
die Reste eines
ledernen Beutels,
auf dem eine
Menge von bron-
zernen Gegenstän-
den aufgenäht wa-
ren. Es fanden sich
hier Ringe, An-
hänger, Schmuck-
stücke, eine silber-
tauschierte Schnal-
le und andere
Dinge. Hier hat
die Elternliebe, die
auch von der heu-
tigen Elternliebe
sich nicht übertrof-
fen werden kann,
dem Kinde das
mitgegeben, was

ihm das liebste im Leben war: seinen Schmuck.
Es sollte ihn im Jenseits nicht entbehren. — Ein
zweites Grab des gleichen Friedhofs barg die Reste
eines Mannes. An seiner rechten Hüfte lag das
Schwert mit der zum Teil noch erhaltenen Schwert-
scheide. Da lagen auch vier eiserne Pfeilspitzen und
eine große eiserne Gürtelschale. (Abb. 2.) Der Ala-
manne fühlte sich im Leben nicht nur als Landwirt,
sondern stets auch als Soldat. Sein Ideal war die
Wehrhaftigkeit. Diese Wehrhaftigkeit durfte er auch
nach dem Tode nicht verlieren, darum gab man ihm
seine Waffen mit und begrub ihn in seinem krie-
gerischen Gewande. — Dieses Grabfeld in Güttingen
lehrt uns aber noch etwas anderes: In einer
alten Urkunde vom 28. Oktober 799 wird Güttingen
zum erstenmal in der Geschichte erwähnt, und zwar
unter dem Namen Cutaningin. Aus den Gräbern
ersehen wir aber, daß Güttingen mindestens zwei bis
dreihundert Jahre älter sein muß, als diese Urkunde.

So verhilft uns der Friedhof von Güttingen zu
einer interessanten geschichtlichen Erkenntnis.

Aber noch viel ältere Gräber trifft der Forscher
bei seiner Arbeit an. In Tschersingen bei Mels fand
man seinerzeit eine ganze Reihe von Gräbern, die
keinerlei Knochen enthielten, dafür aber eine Menge
von Asche und kleinen verbrannten Knochensplitter-
chen. In diesen Gräbern fanden sich viele bronzene
Gegenstände, lange Schmucknadeln, Armspangen,
Messer, Geschirr usw. aus der Zeit von ungefähr
1000 v. Chr. Auch diese Gräber sind außerordent-
lich lehrreich. Sie lehren uns erkennen, daß es schon
früh Zeiten gegeben hat, wo man die Toten ver-
brannte, ähnlich wie man es heute wieder in vielen
Fällen tut. Die Kremation ist nicht etwa eine Erfin-
dung der Neuzeit, sondern ein Gebrauch, der bei uns
vor über 3000 Jahren schon lebhaft in Übung stand.

Damals verbrann-
te man die Toten
auf einem Schei-
terhaufen in feier-
licher Zeremonie,
dann sammelte
man sorgfältig die
Totenasche in einer
schön verzierten
Tonurne und legte
sie in ein Grab.
Aber auch bei die-
sem Brauch glaub-
te man an ein
Fortleben in einer
andern Welt. Da-
rum gab man auch
der Leichenasche
das mit, was der
Lebende nötig ge-
habt hatte und ge-
dachte seiner in
Liebe. — Und wir
wissen, daß man
schon in den alten
Zeiten auch die

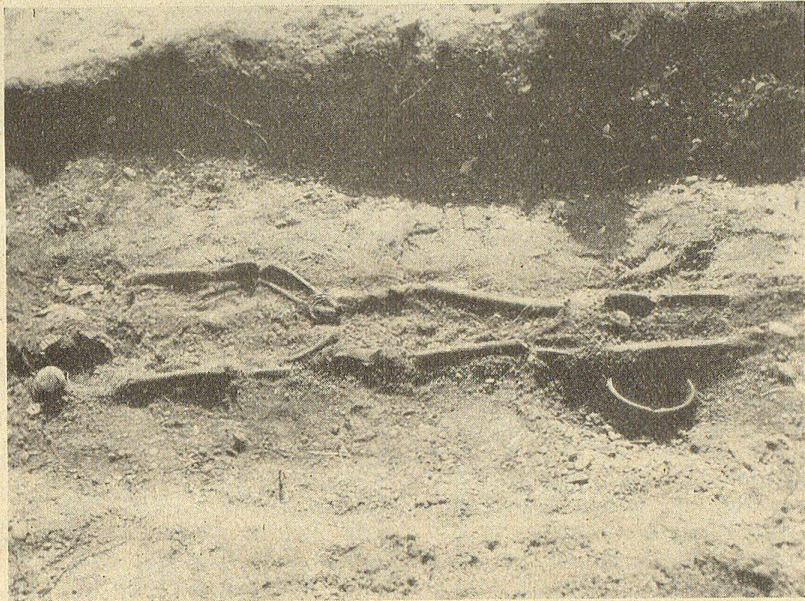


Abb. 1. Frauengrab aus dem römischen Friedhof in Pfyn.

Gräber seiner Lieben besuchte. Sie wurden kennt-
lich gemacht durch einen Holzpfahl oder durch einen
unbehauenen langen Stein, der senkrecht auf die
Totenstätte gestellt wurde. Unsere heutigen Grab-
steine sind nichts anderes als die Fortentwicklung
dieses aus den Urzeiten stammenden Brauches.

Auch auf andere Weise wurden die Gräber oft
kenntlich gemacht. Bei Dffingen im Kanton Zürich
fand man im Walde eine ganze Reihe stattlicher
Hügel, die vom schweiz. Landesmuseum ausgegraben
wurden. Es stellte sich heraus, daß es Gräber waren.
Auch hier waren die Toten zuerst verbrannt worden
und dann die Leichenasche in große Urnen gelegt.
Diese Urnen legte man auf den Boden, stellte weitere
Tongefäße, Schüsseln, Teller usw. dazu, die ganze
Mahlzeiten enthielten, und häufte Steine um sie
herum. Dann wölbte man von Erde einen ganzen
Hügel als Totenmal darüber zum bleibenden An-
gedenken an die Hinterbliebenen. Und diese Toten-

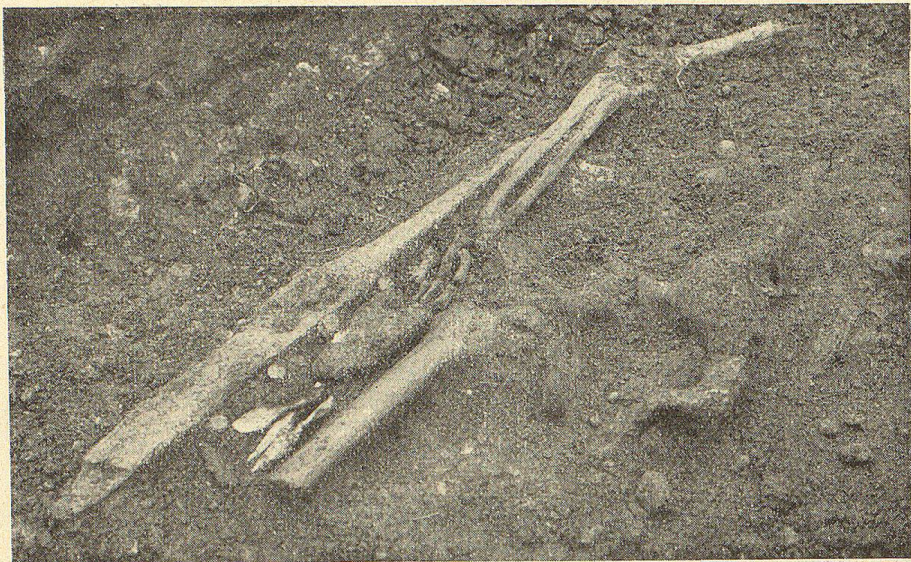


Abb. 2. Kriegergrab aus dem alamannischen Friedhof von Güttingen.

zeichen sind bis in die heutige Zeit erhalten geblieben, trotzdem sie ein Alter von etwa 2500 Jahren hinter sich haben, und solche Totendenkmäler sind in der ganzen Schweiz gar nicht selten. Sie begegnen dem aufmerksamen Beobachter der Natur oft bei seinen stillen Gängen durch die Wälder. Unsere Abbildung 2 zeigt einen solchen Grabhügel bei Disingen geöffnet mit seinem zahlreichen Geschirr.

Die Beigaben, wie der Forscher alle die Gegenstände nennt, die er bei den Toten findet, haben aber für die Heimatgeschichte noch einen ganz besondern Wert. Jede Zeit hat ihre Mode, ihren Stil. Das ist nicht nur in der Gegenwart so, sondern das finden wir im Altertum ganz ähnlich. Einen Unterschied können wir vielleicht nur insofern konstatieren, als die Mode heute viel rascher wechselt als in den alten Zeiten. Weil aber die Mode stets gewechselt hat, so finden wir auch in den Gräbern der verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Dinge. Ein Messer der Bronzezeit (1800—800 v. Chr.) sieht nicht gleich aus wie ein solches der Römerzeit, eine Armspange der Eisenzeit (800—58 v. Chr.) macht einen ganz andern Eindruck als eine solche, die man in alamannischen Gräbern (nach 400 n. Chr.) findet. Die stilistischen Eigenheiten zeigen uns, in welche Zeiten die aufgefundenen Gräber gehören, sie zeigen uns aber auch oft, wenn wir sie mit Funden aus andern Ländern vergleichen, woher die damalige Bevölkerung gekommen ist und wohin sie später wieder verschwand. Denn man darf sich ja nicht etwa vorstellen, daß unser Land immer von denselben Völkern besiedelt gewesen sei. So wissen wir z. B. von den Helvetiern, daß sie frühestens ums Jahr 400 v. Chr. in unser Land gekommen sind, und die Geschichte lehrt uns, daß sie im Jahre 58 v. Chr. schon wieder unser Land verlassen wollten, um sich eine andere Heimat in Südfrankreich zu suchen, woran sie dann allerdings durch den berühmten Feldherrn Cäsar verhindert wurden. So können wir denn aus den Gräbern

wichtige geschichtliche Ereignisse erkennen. Sie zeigen uns mit der Zeit, aus welchen Rassen sich das moderne Schweizer Blut zusammensetzt, dieses Blut, das uns in der Geschichte auch heute noch einen besondern Platz anweist. Denn es ist absolut nicht richtig, daß wir gleichen Blutes sind wie z. B. die Deutschen, wir sind höchstens verwandten Blutes. Aber in uns fließt von Alters her mancher Tropfen, der nicht im selben Maße jenseits der Grenze durch die Adern strömt. Diese Tatsache erst läßt uns manche Eigenheit unseres Denkens und damit unserer heutigen Politik und unserer heutigen Kultur verstehen. So zeigt es sich denn, daß die Erfor-

schung der alten Zeiten und ihrer Gräber uns wertvolle Erkenntnisse zu vermitteln imstande ist, die uns die Gegenwart besser zu verstehen lehren.

Es gibt aber auch Gräber, die ein tiefes Geheimnis umspielt, ein Geheimnis, das dem Forscher viel Kopfzerbrechen verursacht und ihm beweist, daß auch er noch viel zu lernen hat. Schon seit einigen Jahren werden in der bündnerischen Gemeinde Felsberg, am steilen Hang des Calanda, Gräber von ganz besonderer Eigenart untersucht. Sie finden sich vor einer Höhle, die nur unter großen Mühen erreichbar ist. Man muß über eine große Felsplatte klettern und durch einen Wald steil in die Höhe steigen. In und vor der Höhle befindet sich fast kein Platz zum aufrecht stehen, mehr als sechs bis sieben Menschen können sich, auch jetzt noch nach den Ausgrabungen, kaum bequem dort oben aufhalten. Und hier hat man fünf Tote eingebettet. Wer hat sich die Mühe genommen, die Leichen an dieser, im Winter überhaupt nicht zugänglichen Stelle zu bestatten? Und warum hat man es getan? Zwei Rätsel, die bis zur Stunde noch nicht gelöst sind. Wir wissen aber nicht einmal, wann diese Gräber angelegt worden sind; denn die Toten besitzen keinerlei Beigaben, die auf die Zeit schließen ließen, und doch erkennt man aus allem, daß die Gräber alt, sehr alt sein müssen. Und noch ein anderes Geheimnis bergen die Gräber am Calanda: Die fünf Toten liegen nämlich bloß in drei Gräbern. Zweimal sind je zwei Tote miteinander und nebeneinander im gleichen Grab beerdigt worden. Sind es Mann und Frau, die miteinander der Ewigkeit entschlafen? Wieso sind sie miteinander gestorben? Hat man, wie es im Orient früher häufig der Fall war, beim Tode des Mannes die Frau gewaltsam getötet, damit sie ihm im Jenseits Gesellschaft leiste? Hat in diesen Fällen die Frau nur die Bedeutung der sonst üblichen Beigaben? Der Gedanke ist naheliegend, wissen wir doch, daß in Indien bis noch vor kurzem die Frau dem

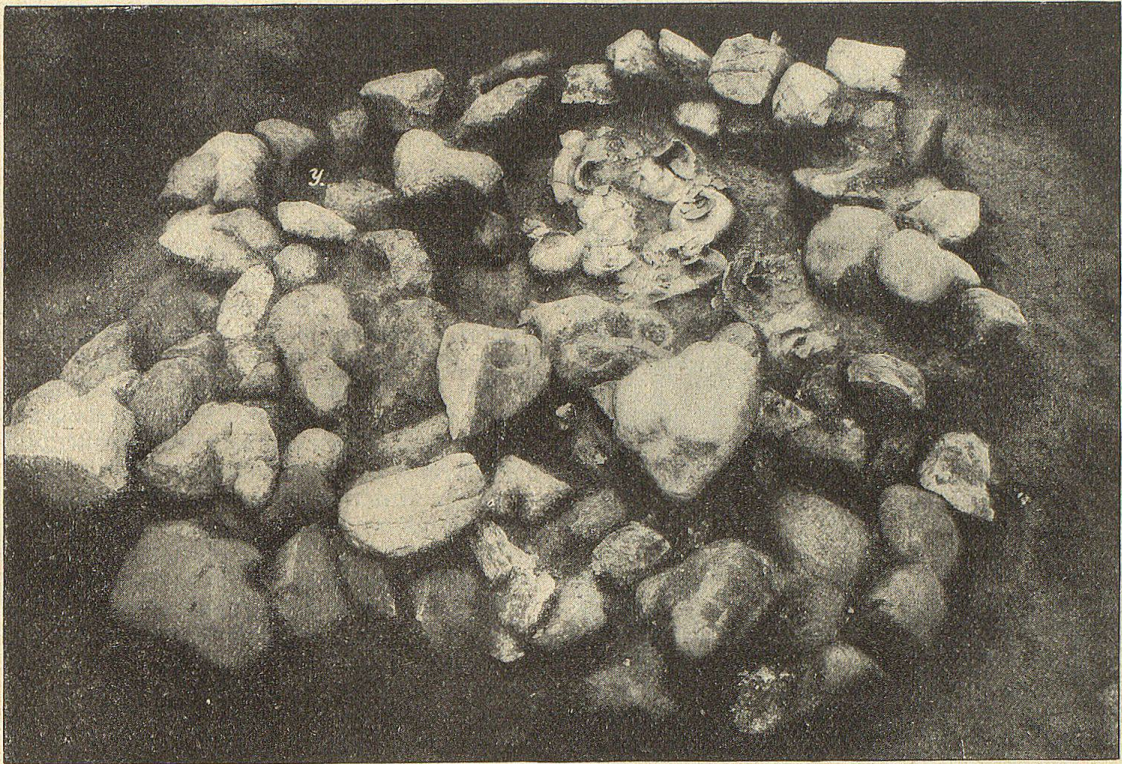


Abb. 3. Geöffneter Grabhügel mit Brandgrab bei Dssingen.

toten Manne auf den Scheiterhaufen folgen mußte. Wir wissen es nicht. Wir stehen vor einem Geheimnis, das uns mit Ehrfurcht erfüllt, auch wenn es den Anschein hat, daß ein barbarischer Brauch in diesen Gräbern zum Ausdruck kommt. Aber wir dürfen und können nicht urteilen. Auch wenn es wirklich so ist, daß die Frauen ihren Männern gewaltsam in den Tod folgen mußten, so zeigt es uns doch, daß diesen Menschen religiöses Denken nicht fremd war. Sie litten um ihre Toten, sie brachten Opfer für sie, sogar sich selbst, und solche Opfer müssen wir achten, auch dann, wenn wir es nicht verstehen.

Beigabenlose Gräber sind überhaupt nicht gerade selten. Sie finden sich in allen Landesgegenden und oft in recht großer Zahl. Es lassen sich bei ihnen selten Spuren von Särgen oder von eigentlichen Grabkammern oder Grabumrahmungen feststellen. Sie bieten dem Forscher immer ganz besondere Schwierigkeiten; denn aus dem Erhaltungszustand der Knochen und aus den Rasseeigentümlichkeiten der Gerippe läßt sich niemals erkennen, in welcher Zeit der Tote bestattet worden ist. Darum ist es so außerordentlich wichtig, daß bei Auffindung eines alten Grabes auf jeden Fremdkörper geachtet wird und wenn es auch nur ein alter, halb zerfallener Geschirrscherben ist. Es sind schon oft kleine, ganz unscheinbare Dinge gewesen, die zu wichtigen Erkenntnissen geführt haben. Daher kommt es, daß der Urgeschichtsforscher stets, wenn er auf einen neu gemeldeten Fundplatz kommt, zuerst danach fragt, ob man keine Scherbenreste gesehen habe, darum

hebt er auch das kleinste Stückchen auf, das ihm in die Finger kommt, weil es für ihn immer den Wert eines geschriebenen Dokumentes besitzt.

Gräber ganz besonderer Prägung kamen vor vielen Jahren im berühmten Schweizerbild bei Schaffhausen zum Vorschein. Es befindet sich dort eine Siedlung aus der ältern Steinzeit, also aus der Zeit, in der der Mensch weder Haustiere noch Kulturpflanzen kannte, in der ihm die Kunst der Weberei und Töpferei noch fremd war und in der er auch noch nichts von Metallen wußte. Er lebte damals in Höhlen, im Schutze überhängender Felsen und in primitiven Hütten, die er sich aus Reisern zusammenbaute oder in Zelten, die er aus Tierfellen errichtete. An dieser Stelle wurden nun im Beginn der jüngern Steinzeit, also vor etwa 5000 Jahren, in derselben Zeit, wo bei uns die ersten Pfahlbauten entstanden, eine stattliche Reihe von Menschen beerdigt, von denen viele einer ganz besondern Rasse angehörten. Ihre Skelette wiesen nämlich auf lauter sehr kleine Menschen hin, die von vielen Forschern direkt als Zwerge (Pygmäen) bezeichnet wurden. Kleinwüchsige Menschen nennt man sie heute, weil man den Ausdruck Zwerge nicht gern gebraucht. Die Reste dieser kleinwüchsigen Menschen, die sicher alle erwachsen waren, so daß man nicht etwa an halbwüchsige Jugend denken darf, haben die Aufmerksamkeit der Forscher ganz besonders deshalb beansprucht, weil man ähnliche kleinwüchsige Menschen auch anderwärts in der Schweiz bereits aufgefunden hat, so z. B. im Wauwilser Moos im Kan-

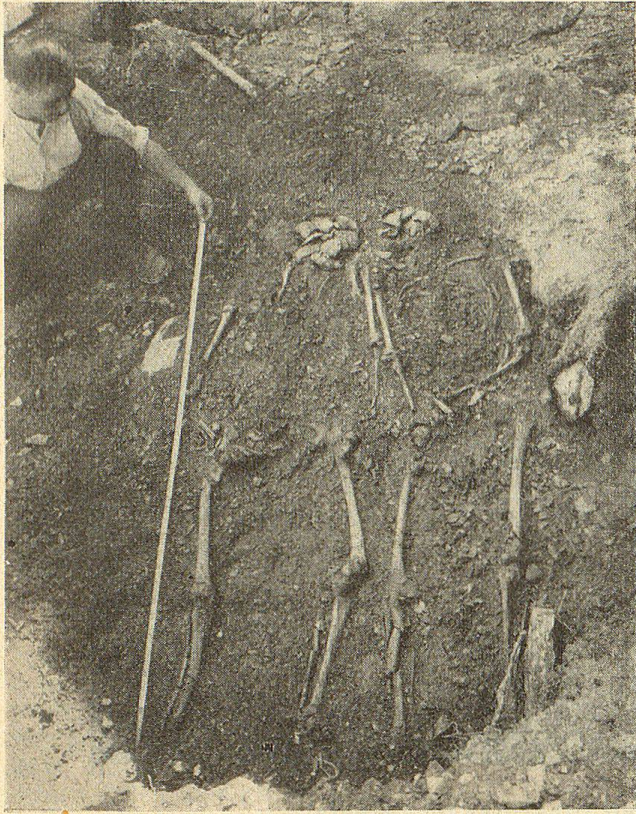


Abb. 4.
Doppelgrab aus der untern Tgiltwäderlithöhle
bei Felsberg.

ton Luzern und im Kanton Bern. Sie lehren uns, daß es eine Zeit gegeben hat, wo in der Schweiz eine sehr kleine Menschenrasse wohnte, ähnlich wie dies heute noch in tropischen Gegenden Afrikas und Asiens der Fall ist. Zu weiteren Schlüssen ist aber die Wissenschaft bisher nicht gekommen. So bilden denn auch die Gräber vom Schweizersbild ein bisher noch ungelöstes Rätsel, wie es deren in der Ur-geschichtsforschung ja noch viele gibt. Es ist aber kaum daran zu zweifeln, daß auch weiterhin Gräber von kleinwüchsigen Menschen der jüngern Steinzeit (3000—1800 v. Chr.) gefunden werden und daß es einmal gelingen wird, ihrem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Es sollte sich daher jeder Mensch, der bei irgendwelchen Erdbarbeiten auf Gräber stößt, sich immer zur Pflicht machen, nicht weiter zu graben und sie zu zerstören, sondern das nächste Museum von dem Funde zu benachrichtigen, damit dieses die notwendigen Untersuchungen vornehmen kann. Auch das Sekretariat der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte in Frauenfeld ist für jede Fundmeldung dankbar und wird gerne die nötigen Vorkehrungen treffen.

Alte Gräber! Sie erfüllen uns mit Ehrfurcht. Sie erfüllen uns mit Respekt vor der Vergangenheit. Sie sollen uns lehren, bescheiden zu werden. Und sie sollen uns lehren, die Geschichte einer fernen Vergangenheit zu erkennen, einer Vergangenheit, die immer irgendwie auch für die Gegenwart Bedeutung hat, auch wenn es der krasse Materialismus, der heute allüberall frech sein Haupt erhebt, nicht anerkennen will. Es ist eben doch wahr, daß es ungezählte Menschen gibt, die am Wissen von der Geschichte ihrer Heimat gewachsen sind.

Ein Freiwilliger.

Skizze von Anna Burg.

Der Großvater war sehr alt. Im nächsten Frühjahr sollte er 85 Jahre alt werden. Vielleicht auch jechsendachtzig; er wußte nicht mehr ganz genau, in welchem Jahre er geboren war. Aber das tat nichts; auf solcher Lebenshöhe kommt es auf ein Jährchen mehr oder weniger nicht an. Die Hauptsache war, daß er sich noch frisch und hell im Geiste fühlte, daß seine Augenlein noch luchscharf in die Welt blickten und daß er, wenn er auch an einem Stocke hinkte, doch noch erstaunlich rasch von der Stelle kam. Wenn am Abend die Familie, die ziemlich zahlreich war, in der Wohnstube bei allerhand Beschäftigungen versammelt saß, so pflegte der Großvater behaglich im Ofenwinkel zu sitzen und auf das Geplauder der Jungen, auf die bedächtigen Reden der Aelteren zu lauschen. Es gab da immer gar mancherlei zu vernehmen; denn es war eine seltsame Zeit, und man konnte am gleichen Abend Gespräche hören, die sich um die Lage der ganzen Welt drehten, dann wieder hitzige Debatten über schweizerische Verhältnisse, über bevorstehende Abstimmungen, neue Gesetzesvorlagen, Wahlen usw.; dazwischen dann wie-

der ein rasches, lustiges Mädchengezwitscher über allerlei Dorfneuigkeiten. Der Großvater dachte in seiner Ecke, es sei wohl noch nie so gewesen, daß Großes und Kleines so untereinander gewürfelt worden sei und daß einfache Bauerzleute sich derart mit weit abliegenden Weltfragen beschäftigt hätten. Wenn er selbst etwas zur Unterhaltung beitragen wollte, so holte er etwas aus seiner Erinnerung hervor; denn das Erleben des Tages war ihm unsympathisch, er konnte nicht mehr recht mittun, und obwohl er alles noch sah und beobachtete, so hatte er doch nie die geringste Lust, sich selbst zu dem Geschehen des Heute zu äußern. Seine kurzen Schilderungen vergangener Ereignisse trugen aber immer ein solches Gepräge des Erlebten, daß sie ganz neu anmuteten und man ihnen gerne lauschte. Nur eine Eigentümlichkeit besaß der Großvater: er hatte doch den Weltkrieg miterlebt, hatte seine Söhne, Schwiegersöhne und Enkelsöhne an die Grenze ziehen seh'n, hatte Tag um Tag rund um sich das Reden von diesem gigantischen Weltgeschehen gehört; dennoch tat er, als ginge ihn diese Zeit gar nichts an, als hätte sich das alles auf